



FOTO: KASPARS GRINVALDS/SHUTTERSTOCK

Veganer auf der Jagd

Fleischkonsum ist wegen Tierleid, Massenhaltung und Umweltschäden in Verruf. Immer mehr Menschen ernähren sich daher pflanzlich. Sogenannte Jeganer wollen diese Kluft überwinden. Sie essen nur Tiere, die sie selbst erlegt haben.



Christopher Stoll ist seit zehn Jahren Jeganer.

FOTO: LUPUS JAGDSCHULE

Singer, dass für moralisches Handeln die Interessen aller Lebewesen zu einem Ausgleich kommen müssten. Genuss und Gaumenfreude allerdings reichen im Ausgleich der Interessen nicht aus, um eine Tötung von Tieren zu rechtfertigen, so Singer.

Die Philosophin Ursula Wolf („Ethik der Mensch-Tier-Beziehung“) von der Universität Mannheim und wichtige Stimme in der Tierrechtsdebatte, orientiert sich indes an der Leidensfähigkeit eines Wesens. Dass Tiere auch in der Wildnis bisweilen qualvoll verenden oder gerissen werden, ist für sie dabei kein Argument. „Wir können nicht die Natur in Ordnung bringen, das ist auch nicht unsere Aufgabe. Aber wir als Menschen brauchen nicht noch zusätzlich Leid in die Welt bringen“, sagt Wolf, die in diesem Sinne der „Schwäbischen Zeitung“ erklärt: „Man kann bei der Jagd nie ausschließen, dass das Tier leidet.“

Dass es Angst, Stress oder Schmerz empfindet, weil sich beim Schuss vom Hochsitz das Wild plötzlich bewegt oder ein Windstoß den Schützen stört. Und die Patrone trifft, aber nicht tötet. „Daher halte ich die Möglichkeit des Tieressens als Jeganer nicht für moralisch akzeptabel“, betont Wolf. „Wenn, dann eher das Essen von Tieren, die durch sogenannte Hof- oder Weideschlachtung, unter Betäubung und ohne Stress durch Transport getötet werden.“

Christopher Stoll kann dem nur die Realität und den Alltag entgegensetzen. „Jedes Tier, das über die Wiese rennt, erlegt wird und umfällt, hat weniger Leid erfahren als eines in der Lebensmittelproduktion“, so der Jeganer. „Und sicher, man muss auch damit rechnen, dass es mal einen Fehlschuss gibt. Dafür erfahren aber auch diese Tiere weniger Leid als in der Massentierhaltung.“ Das mag stimmen. Für Menschen, die überzeugt vegan leben, wird das aber noch immer zu viel sein.

Von Dirk Grupe

An einem lauen Maiabend vor gut zehn Jahren hat Christopher Stoll zum ersten Mal ein Säugetier getötet. Den Jagdschein frisch bestanden, wartet er auf einem Hochsitz, als ein Rehbock auf die Waldlichtung tritt. „Das war sehr, sehr aufregend“, berichtet Stoll. So aufregend, dass er vergisst, seinen Gehörschutz aufzusetzen, als er das Tier ins Visier nimmt – und abdrückt. Ein lauter Knall. Die Vögel flattern aus den Bäumen, der getroffene Bock bricht zusammen und fällt zur Erde. Stille. Durchatmen. Langsam entspannen. „Das ist beeindruckend. Erst durch die Ruhe wird einem bewusst, was man getan hat.“ Nämlich ein Tier getötet zu haben, mit Fell und nun leblosen Augen.

Dem Rehbock schiebt er einen abgebrochenen Zweig ins Maul, den sogenannten letzten Bissen. Ein Dankbarkeitsritual, ein Innehalten, aus Respekt und um zu reflektieren, ob der Schuss saß, ob die Kreatur nicht leiden musste. „Nach dem ersten erlegten Tier war mir klar, das will ich weiterverfolgen.“ Weiter Tiere töten, ihr Fleisch verwerten und verzehren – und ansonsten vollständig auf tierische Produkte verzichten. Seit diesem ersten Schuss gehört Christopher Stoll zur noch kleinen Gruppe der Jeganer. Die nur dann Fleisch konsumieren, wenn sie das Tier selbst erlegen. Eine Antwort auf Massentierhaltung, Umweltzerstörung und Tierleid, wenn auch eine nicht ganz unumstrittene.

Unstrittig sind hingegen die Folgen der industriellen Tierhaltung, die zu Skandalen und Konflikten in der Gesellschaft führen. Und auch zu einem Umdenken, essen die Deutschen doch so wenig Fleisch wie seit 30 Jahren nicht mehr, die Zahl der Veganer und Vegetarier steigt stetig. Was allerdings nicht darüber hinwegtäuschen kann, dass hierzulande noch immer 52 Kilo Fleisch pro Kopf und Jahr konsumiert wer-

den. Und dass jährlich 750 Millionen Tiere im Schlachthaus landen. Die Abschussquoten der Jäger nehmen sich da vergleichsweise mickrig aus. Und trotzdem stehen sie als „Bambimörder“ im Fokus von radikalen Tierschützern. Ein verengter Blick, der zudem die vielfältigen Aufgaben der Waidmänner genauso ignoriert wie den Wandel der Zeit, wie Christopher Stoll erklärt.

„Der schlechte Ruf rührt aus dem alten Bild von Jägern, mit Lodenmantel, Dackel und Trophäenjagd, vorbehalten dem Adel oder dem gehobenen Bürgertum“, sagt der 32-Jährige. Inzwischen wachse aber eine neue Generation von Jägern heran, die sich mit anderen Themen beschäftigt, mit dem klimagerechten Umbau des Waldes, mit nachhaltiger Ernährung, mit Ökologie und Ethik. Der Schritt zum Jeganer, in abgeschwächter Form Jegetarier, mag da gar nicht so weit sein. In Österreich finden sich schon Gleichgesinnte im Club Jegana zusammen, der Bayreuther Fabian Grimm betreibt dazu den Blog haut-gout.de und hat bereits ein Buch geschrieben: „Ich esse, also jage ich.“

Auch Christopher Stoll vollzog einen Lebenswandel, der Ökonom kündigte seine Dozentenstelle an der Universität St. Gallen und gründete stattdessen das Lernportal Jägerschmiede, ansässig zunächst in Konstanz und nun in Berlin. Für ihn eine Rückkehr zu seinen Wurzeln. „Schon als Dreijähriger bin ich mit meinem Opa zum Angeln.“ Nach der Schule ist er dann oft an den See, um die Rute auszuwerfen. Nachtangeln wurde zu seiner Leidenschaft, ebenso wie die Ausbildung von Hunden. „Ich wollte aber noch dichter an die Natur und an die Kreisläufe.“ Verbunden mit der Frage: „Inwieweit ist es für mich vertretbar, Fleisch aus dem Supermarkt zu kaufen, mit dem Wissen um Tierhaltung, Tiertransport und Umweltschäden?“ Gar nicht, war die Antwort.

Also büffelte er für den Jagdschein, auch wenn Zweifel blie-

ben. „Kann ich das überhaupt, ein Säugetier töten?“ Er konnte. Im Wissen darüber, dass das Tier zuvor ein selbstbestimmtes Leben geführt hat. Dass es – mutmaßlich – ohne Leid stirbt. Dass der Jäger mit seinem Tun dazu beiträgt, die seit Urzeiten von Menschen geschaffene Kulturlandschaft zu erhalten. Und nicht zuletzt, dass seine Art der Fleischbeschaffung nicht ursprünglicher sein könnte.

Daher fiel es Stoll an jenem Frühlingsabend vor rund zehn Jahren auch nicht schwer, den Rehbock aufzubrechen, wie es in der Jägersprache heißt. Mit Kopflampe und Messer in der hereinbrechenden Dunkelheit den Leib aufzuschneiden, um aus Bauch- und Brusthöhle die Innereien zu entnehmen. „Leber und Herz lassen sich wunderbar essen“, sagt er, der Pansen gut zu Hundefutter verarbeiten. Das Fleisch genoss er später bei einem Grillabend mit Freunden und Familie. Ein besonderer Moment, von „ethischer Gelassenheit“, wie er erklärt. Hatte sich für ihn der Kreis doch nun geschlossen.

„Wenn ich Fleisch esse, will ich an dem Prozess beteiligt sein. Ich will sehen, wo es herkommt und es nicht abstrahieren.“ Anders als im Supermarkt, wo das Tier und sein Tod bis zur Unkenntlichkeit verschwinden. Abgepackt und versehen mit Verfallsdatum, sein Wert allein bemessen in einem Kilopreis. Eine Frage bleibt allerdings offen, die heute vor allem viele junge Leute umtreibt: Dürfen wir überhaupt Tiere töten? Ist das tatsächlich ethisch noch vertretbar?

„Ja, das ist die Frage“, räumt Stoll ein. „Ich für meinen Teil finde es jedoch ethisch legitim, Tiere zu töten.“ Weil die Jagd der klimaneutralen Ernährung diene, dem nachhaltigen Umbau der Mischwälder, das Tier selbstbestimmt lebt, umgeben von Wildtieren in seinem natürlichen Umfeld. „Wir als Menschen mit unserer anthropozentrischen Weltsicht haben immer einen Einfluss auf alles, was uns umgibt“, sagt Stoll. „Wir

bauen ein Haus und verursachen eine Bodenverdichtung. Wir verdrängen Lebewesen, fällen Bäume, in denen Vögel leben. Wir fahren mit dem Auto, an dem Insekten kleben bleiben, verursachen vielleicht einen Wildunfall. Wir töten immer Tiere und nehmen ihnen den Lebensraum. Die Jagd dagegen hat gute Gründe.“ Und ist für ihn damit richtig und sinnvoll.

Nun besagt der Anthropozentrismus, dass sich der Umgang mit Tieren allein am Maßstab menschlicher Interessen und Gefühle orientiert. Eine über Jahrhunderte hinweg prägende Sichtweise, mit Immanuel Kant als prominentem Vertreter. Die Tierethik kennt längst jedoch auch andere Positionen. Aristoteles hatte noch die Vorstellung von einer natürlichen Hierarchie, in der Tiere um des Menschen Willen und Zweck existieren. Der christliche Philosoph Thomas

von Aquin übernahm diese Weltordnung, allein das geistige Wesen ist demnach frei. Womit der Mensch auch keine Sünde begeht, wenn er wilde Tiere tötet.

Durch den französischen Philosophen Descartes veränderte sich die Naturvorstellung, er beschrieb Lebewesen als Automaten. Wobei sich jedoch der denkende und beseelte Mensch von den Tieren abhebt („Ich denke, also bin ich“). Im 18. Jahrhundert rückte Jeremy Bentham erstmals das Tier in den Mittelpunkt, richtete den Fokus auf Gefühlszustände wie Leid, Freude oder Schmerzen. Schließlich veröffentlichte Charles Darwin die Grundlagen der Evolutionstheorie, worin er nachweist, dass der Mensch der Tierwelt und der Natur angehört. Und somit den Tieren moralisch verpflichtet ist.

In seinem 1975 erschienenen Buch „Animal Liberation. Die Befreiung der Tiere“ erklärt Peter